
Benjamin Dahlke | Hans-Peter Großhans (Hrsg.)

ÖKUMENE IM DENKEN

KARL BARTHS THEOLOGIE UND IHRE
INTERKONFESSIONELLE REZEPTION



Ökumene im Denken

Benjamin Dahlke | Hans-Peter Großhans (Hrsg.)

Ökumene im Denken

**Karl Barths Theologie und ihre
interkonfessionelle Rezeption**



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Zacharias Bähring, Leipzig
Satz: 3w+p, Rimpfar
Druck und Binden: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-374-06491-5
www.eva-leipzig.de

E-Book-ISBN (PDF) 978-3-374-06492-2

Vorwort

Anlässlich des 50. Todestages von Karl Barth (1886–1968) ist an vielen Orten in Europa und darüber hinaus dieses bedeutenden evangelischen Theologen erinnert und intensiv über seine Theologie in ihrem theologie- und zeitgeschichtlichen und biographischen Kontext nachgedacht worden. Dies war auch bei einer Tagung in Münster in Westfalen der Fall, die vom 3. bis 5. April 2019 stattfand und von der dortigen Evangelisch-Theologischen Fakultät in Kooperation mit dem Reformierten Bund in Deutschland und der Evangelischen Kirche von Westfalen ausgerichtet wurde. Als Thema für eine Tagung im Karl Barth-Jahr 2018/2019 bot sich in Münster ganz besonders die ›Ökumene‹ an, weil Barth in dieser Stadt den Katholizismus erstmals eingehend kennenlernte. Er war von 1925 bis 1930 Professor für Dogmatik und neutestamentliche Exegese an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster – einer jungen Fakultät, die zu Beginn des Ersten Weltkriegs begründet worden war. Nach seiner ersten Professur in Göttingen bot Münster für Barth die Möglichkeit, seine dogmatische Forschung weiter zu entwickeln und voranzutreiben. Sein wenige Jahre zuvor begonnener theologischer Aufbruch mündete in die Ausarbeitung einer alternativen Theologie. Der von ihm in Göttingen erarbeitete Lehrzyklus der Dogmatik (*Unterricht in der christlichen Religion*) wurde nun fortgeschrieben und vertieft. Aus der zweiten Fassung des Lehrzyklus veröffentlichte Barth 1927 dessen Prolegomena als ersten Teilband einer *Christliche[n] Dogmatik im Entwurf*. In Münster entstand sodann die erste Fassung einer mehrsemestrigen Vorlesung zur Ethik und die Vorlesung zur Geschichte der protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert.

Nachhaltig prägend für Barths weitere theologische Entwicklung wurde dann die Begegnung mit der Welt des Katholizismus. In Münster boten sich dafür viele Anknüpfungspunkte; er suchte und fand hier Gesprächspartner, die ihm ein unbefangenes Verständnis dieser Konfession ermöglichten. Jüngere katholische Theologen waren längst auf Barth aufmerksam geworden. In der ›Dialektischen Theologie‹ sahen sie einen bemerkenswerten Aufbruch auf evangelischer Seite. Unter den Gesprächspartnern dieser Jahre ist besonders Erich Przywara zu

nennen. Barth sah sich dadurch ebenso zu einer intensiven Beschäftigung mit Anselm von Canterbury und Thomas von Aquin herausgefordert wie zu einer Auseinandersetzung mit dem von Przywara in jenen Jahren entwickelten Konzept einer *analogia entis*. Von daher lag es nahe, in einer Münsteraner Tagung zum Karl Barth-Jahr 2018/2019 von der Münsteraner Zeit aus nach der ökumenischen Bedeutung und Reichweite der Theologie Barths zu fragen. Dies betrifft zunächst sein Verhältnis zur katholischen Theologie und Kirche, das ihm 1963 sogar die Einladung als Beobachter des Zweiten Vatikanischen Konzils einbrachte (der er krankheitsbedingt nicht folgen konnte). Zudem hat Barth in der katholischen Theologie des 20. Jahrhunderts eine besonders intensive Beachtung gefunden (von Gottlieb Söhngen, Hans Urs von Balthasar, Hans Küng u. a.). Dies betrifft zweitens sein Verhältnis zum Luthertum und den in der lutherischen Theologie vertretenen Positionen, insbesondere zum Verhältnis von Gesetz und Evangelium, zur Rechtfertigungslehre und zur politischen Ethik. In den 1930er Jahren trat Barth für eine ›Bekenntnis-Union‹ ein, in der wichtige Elemente der Leuenberger Konkordie antizipiert waren. Dies betrifft drittens sein Verhältnis zur ökumenischen Bewegung überhaupt, der Barth zumal durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Pierre Maury und Willem Visser't Hooft nahegekommen und verbunden war. Auf der Gründungsversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1948 in Amsterdam hielt Barth das einleitende Hauptreferat (*Die Unordnung der Welt und Gottes Heilsplan*). Er beteiligte sich als Kommissionsmitglied an der Vorbereitung der zweiten Vollversammlung 1954 in Evanston.

Auf der Münsteraner Tagung kamen exemplarische Studien und Wirkungsradien des Ökumenismus der Theologie Barths zur Sprache. Es ging dabei um Karl Barths Verhältnis zur Ökumene, um die (anhaltende) Bedeutung seiner Theologie für die Ökumene und um die ökumenische Rezeption seiner Theologie. Die dazu präsentierten Studien der Beiträger aus Dänemark, Deutschland, Großbritannien und Italien, die ihrem Bekenntnis nach anglikanisch, lutherisch, reformiert, römisch-katholisch oder waldensisch sind, werden in diesem Aufsatzband dokumentiert. Diese Vielfalt an Perspektiven entspricht der breiten Rezeption über sprachliche oder konfessionelle Grenzen hinweg, die Karl Barths Theologie erfahren hat und weiterhin erfährt.

Die Herausgeber dieses Aufsatzbandes danken Prof. Dr. Michael Beintker (Münster), Dr. Achim Detmers (Hannover) und Dr. Johannes Voigtländer (Köln) für die Mitarbeit bei der Tagung und vielfältige Unterstützung. Wir danken dem Reformierten Bund in Deutschland und der Evangelischen Kirche von Westfalen – hier ganz besonders Dr. Ulrich Möller – für die großzügige finanzielle Unterstützung der Tagung. Zu Dank sind wir auch all jenen verpflichtet, die das Erscheinen des vorliegenden Bandes ermöglicht haben. Die ›Bank für Kirche und Caritas‹ (Paderborn) leistete einen erheblichen Druckkostenzuschuss, der ergänzt wurde durch Mittel des Instituts für Ökumenische Theologie der Evange-

lisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster. Ferner danken wir Petra Christophersen, Micha Kuhn, Sonja Leichtweiß, Lorenz Opitz und Friedrich M. Regener, die sich um die redaktionelle Bearbeitung der Texte und die Erstellung der Druckvorlagen sehr verdient gemacht haben.

Münster/Paderborn, am dritten Adventssonntag (*Gaudete*) 2019

Hans-Peter Großhans

Benjamin Dahlke

Inhalt

<i>Rudolf Smend</i> »In Münster lässt sich's leben«	11
Notizen zu Karl Barth dort und anderswo	
<i>Benjamin Dahlke</i> »So habe ich's nicht gemeint!«	23
Karl Barth über die <i>analogia entis</i>	
<i>Johanna Rahner</i> Karl Barth und das Zweite Vatikanische Konzil	51
<i>Fulvio Ferrario</i> Zwischen philosophischem Existentialismus und katholischer Theologie	73
Kleine (Vor-)Geschichte der Barth-Rezeption in Italien	
<i>David R. Law</i> Karl Barth und der Anglikanismus	93
Die Rezeption und Wirkungsgeschichte bis 1986	
<i>Ernstpeter Maurer</i> Barth und das Luthertum	133
Auf dem Weg zur inner-evangelischen Union?	
<i>Liese-Lotte Rebel</i> Barths Theologie und die ökumenische Bewegung	159
Eine dänische Perspektive	
<i>Michael Weinrich</i> Die ökumenischen Potentiale der Theologie Karl Barths	173
Dimensionen einer besonderen Perspektive	
<i>Hans-Peter Großhans</i> Einsichten aus Barths Ekklesiologie für die Ökumene	195
Die Autorinnen und Autoren	219

»In Münster lässt sich's leben«

Notizen zu Karl Barth dort und anderswo

Rudolf Smend

Der Satz, den ich dieser Ansprache vorangestellt habe, ist natürlich eher ein lockeres Motto als eine ernsthafte Überschrift. Karl Barth sagte ihn 1935 zu seinem Bonner kirchenhistorischen Kollegen Wilhelm Goeters (1878–1953), als die Bonner evangelisch-theologische Fakultät von den Nazis in alle Winde verstreut wurde und es Barth nach Basel und Goeters nach Münster verschlug. Goeters fand Barths Satz in den folgenden zehn (oder tausend) Jahren reichlich bestätigt und zitierte ihn gern, kehrte aber, als der Spuk vorüber war, ohne Verzug in das für ihn heimatliche Bonn zurück (wohin ja auch Barth einst von Münster aus gewechselt war).

Ich bin nach sechsjähriger Mitgliedschaft in der Münsteraner evangelisch-theologischen Fakultät – sie liegt nun auch schon ein halbes Jahrhundert zurück – ein begeisterter Bekenner jenes Mottos, habe aber meine Zweifel, ob die verehrte Fakultät recht daran tat, heute Abend keinem Vertreter von Karl Barths Disziplin, der Systematischen Theologie, sondern einem Alttestamentler das Wort zu geben. Als Entschuldigung lässt sich allenfalls ein Präzedenzfall anführen: Bei der Feier zu Barths 80. Geburtstag am 9. Mai 1966 in Basel war die hiesige Fakultät mit einem Fünf-Minuten-Grußwort – es gab zwei Dutzend davon – nicht durch den einzigen genuinen Barth-Schüler in ihren Reihen, zugleich ihren Dekan, sondern auch damals schon durch einen Alttestamentler vertreten, nämlich – mit Verlaub – durch mich. Der Dekan, der gelehrte und originelle, übrigens oft wohltuend unbarthianische Karl Gerhard Steck (1908–1983), mied Repräsentatives, zumal wenn es mit Reisen verbunden war, und ließ sich lieber hinterher bei einem Glas Wein berichten. Von mir dürfen Sie keine seriöse systematische, übrigens auch keine alttestamentliche Theologie erwarten, sondern nur ein paar annotierte Reminiszenzen aus drei Semestern Studium in Basel in den fünfziger und gelegentlichen Begegnungen dort in den sechziger Jahren, etwa aus Anlass von Besuchen bei meinem alttestamentlichen Lehrer Walter Baumgartner (1887–1970), der zu Barth ein ganz interessantes Verhältnis oder auch Nicht-Verhältnis unterhielt. Ich werde also im Folgenden etwas mehr vor-

kommen, als eigentlich schicklich ist und meiner sehr begrenzten Zuständigkeit entspricht.

Barth wurde noch 1966, wie seine sichtlich erfreute Reaktion auf das besagte Fünf-Minuten-Grußwort zeigte, gern an Münster erinnert. Münster war die mittlere der drei Stationen der großen Tournee gewesen, die ihn in den knapp anderthalb Jahrzehnten von 1921 bis 1935 auf Professuren in Göttingen, eben Münster und Bonn führte. Zwanzig Jahre vorher hatte er als Student schon eine kürzere deutsche Tournee absolviert, aus Bern kommend in Berlin, Tübingen und – heute würde man sagen: am nachhaltigsten – Marburg. Wie wichtig ihm das Lernen und Lehren in Deutschland war, erfuhr ich, als in den sechziger Jahren sein Basler Schüler und Kollege, der Kirchenhistoriker Max Geiger (1922–1978), nacheinander nach Münster und Göttingen berufen wurde. Barth forderte mich beide Male auf, bei Geiger, mit dem ich gut bekannt war, für diese Orte – einst *seine* Orte! – dringend zu werben, und äußerte sich enttäuscht, ja zornig, als Geiger die Gelegenheit zur Erweiterung seines Horizonts nicht wahrnahm. Er äußerte sich dabei auch nicht gerade freundlich über die Schweiz und Basel, speziell dessen Universität.

Als ich Barth im Frühjahr 1958 mit der Bitte aufsuchte, mich im Doktor-examen in Systematischer Theologie zu prüfen, fand ich ihn damit beschäftigt, für die Festschrift zu Eduard Thurneysens (1888–1974) 70. Geburtstag die Briefe zu redigieren, die er in seiner Göttinger Zeit mit Thurneysen gewechselt hatte. Er behielt mich gleich da und fing an, mir pointiert aus den Briefen vorzulesen, kam dabei schnell ins Erzählen und ließ sich bereitwillig nach Menschen, Vorgängen und Zusammenhängen fragen. Jene Zeit und das damalige Göttingen gewann dabei im Handumdrehen den Charakter einer »lebendigen Vergangenheit«, so dass es völlig treffend war, der gedruckten Sammlung diese zunächst etwas farblos klingende Überschrift zu geben.

Sie passt nicht nur auf die Thurneysen-Briefe, sondern auf alles, was in Teil V »Briefe« der *Karl Barth-Gesamtausgabe* veröffentlicht oder zur Veröffentlichung vorgesehen ist. Wir erfahren von Peter Zocher (*1967), dem Leiter des Karl-Barth-Archivs in Basel, dass sich in seiner Obhut gut 12.000 Barth-Briefe befinden. »Dieser enormen Zahl von Briefen«, so Zocher,

»entspricht die darin enthaltene Themenvielfalt: Neben kurzen Urlaubsgrüßen, Vortrags- und anderen Terminabsprachen finden sich lange Ausführungen zu privaten Vorkommnissen im Umkreis der eigenen Familie oder der des Gegenübers, Schilderungen häuslicher Vorgänge finden sich ebenso wie mitunter minutiöse Berichte von Tagungen und Diskussionen. Zum Austausch mit Studenten oder Kollegen über theologische Themen und Werke gesellen sich lange Kommentare zu den politischen und kirchenpolitischen Ereignissen. Über das Entstehen eigener Werke tauschte Barth sich ebenso aus wie über Problem- und Personenkonstellationen an der Universität, in der Kirche, der Politik und der Öffentlichkeit. Dabei nahm er,

insbesondere im Briefwechsel mit ihm vertrauten Personen, selten ein Blatt vor den Mund: Er schrieb etwa über seine Eindrücke von Personen und deren Entwicklung, theologischen Positionen und politischen Ereignissen mehr und sehr viel ungeschützter als in seinen Veröffentlichungen. Das macht die Lektüre seiner Briefe zu einem nicht nur im Blick auf seine Biographie, die Werk-, Theologie- und Kirchengeschichte aufschlussreichen, sondern an vielen Stellen auch vergnüglichen Unterfangen.«¹

Ich füge das kürzere Zeugnis eines Zweiten hinzu, der ebenso wie Zoher in der glücklichen Lage ist, alle Barth-Briefe zu kennen oder kennen zu können, seines Vorgängers Hans-Anton Drewes (*1946), ebenfalls in Basel. Nach ihm sind »Barths Briefe schon sprachlich, als Zeugnis einer untergehenden, vielleicht schon verschwundenen Briefkultur, eine besonders anziehende Lektüre.«² Andere würden es noch emphatischer ausdrücken. Ich führe diese beiden Voten auf, weil ich mir Sorgen um die in meinen Augen wichtigste Abteilung der Gesamtausgabe mache. Sie umfasst bisher elf von 50 Bänden der Gesamtausgabe, davon sieben Bände *Briefwechsel* (mit fünf Partnern), drei Bände offene Briefe und nur einen einzigen Band Briefe Barths an verschiedene Empfänger chronologisch aus einer bestimmten Zeit (1961–1968). Von der letztgenannten, der eigentlich zentralen Gattung ist dann noch ein Einzelband erschienen, ein besonders wichtiges Jahr umfassend (1933), wie die bisher genannten vorzüglich ediert, aber – im selben Verlag! – außerhalb der Gesamtausgabe, wozu sich noch einige kleinere Briefwechsel in verschiedenen Verlagen und nicht durchweg einwandfreier Edition gesellen; ich fürchte, dieser Wildwuchs wird weitergehen und dem ganzen Unternehmen zu irreparabilem Schaden gereichen. Es ist nicht meines Amtes, schon gar nicht heute Abend, Vorschläge zur Behebung dieses beklagenswerten Zustands zu machen; wohl aber halte ich es für meine Pflicht, wenigstens andeutend auf ihn und die Notwendigkeit seiner Behebung hinzuweisen, für die keine Mühe und keine Kosten zu groß sein dürfen.

Zurück nach Göttingen! Dort fand sich Barth im Herbst 1921 unverhofft »aus dem Aargau in die [für ihn später geradezu theologisch sprichwörtliche] norddeutsche Tiefebene versetzt«,³ die er auf einer »Velotour« mit seiner Frau »ganz nett« fand, »obwohl die Einheimischen Berge« und »Spitzen« nannten, »was bei

¹ P. ZOCHER, Briefe, in: M. BEINTKER (Hrsg.), *Barth Handbuch*, Tübingen 2016, 273–276, 273.

² H.-A. DREWES, Die Zukunft der Karl Barth-Gesamtausgabe. Vorgaben, Erwartungen, Aufgaben, in: *VuF* 46, 2001, 6–10, 9.

³ K. BARTH, Lebendige Vergangenheit. Briefwechsel zwischen Eduard Thurneysen und Karl Barth aus den Jahren 1921–1925, in: *Gottesdienst – Menschendienst*. FS Eduard Thurneysen, Zollikon 1958, 7–173, 10.

uns [in der Schweiz] kaum ein ernsthafter Misthaufen heißen dürfte.«⁴ Barths Wohnhaus Nikolausberger Weg 66, das er dem nach Berlin abgegangenen – in seinen Augen ziemlich fragwürdigen – Systematiker Arthur Titius (1864–1936) abgekauft hatte und später an den ebenfalls nach Berlin abgehenden – gleichermaßen fragwürdigen – Systematiker Georg Wobbermin (1869–1943) weiterverkaufte – beide werden dann gleich am Anfang der *Kirchlichen Dogmatik* gebührend abgefertigt⁵ –, steht noch heute unversehrt, und man quert von dort immer noch die selben vier, Barth noch in seinen späten Basler Jahren namentlich erinnerlichen Straßen, die er, das frische Kollegmanuskript unter dem Arm, »in vollem Galopp« hinunterzurennen pflegte, seinem »Püttlein entgegen«.⁶

Hin und wieder kam er an dem gelb getünchten Kubus mit Rundbogenfenstern vorbei, den sich 1867 sein Hauptgegner unter den früheren Göttinger Systematikern, Albrecht Ritschl (1822–1889), in der Herzberger Landstraße als Domizil errichtete. Barth soll gesagt haben, er sehe genau aus wie Ritschls Dogmatik – seine stets rege Phantasie ließ ihn ja auch sozusagen umgekehrt in einem präparierten Walfisch auf der Spree »die lebendige oder vielmehr ausgestopfte Widerlegung der Dogmatik von Seeberg« erblicken.⁷ Was mag bei Ritschls Haus seine Assoziation gewesen sein? Vielleicht erschließt es sich im allerletzten Absatz der *Protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert*, wo er der Theologie des ungeliebten Vorgängers in einem Anfall von Respekt »Geschlossenheit, Durchsichtigkeit und Übersichtlichkeit« bescheinigt.⁸ Andernorts kam er Ritschl schon in seinem ersten Göttinger Semester, im März 1922, nahe, als er inmitten seiner neuen Kollegen im Zylinder vor Ritschls heute leider ziemlich verkommenem Grab stand, um mit ihnen »dem Begründer des Ruhms unserer Göttinger theologischen Fakultät« an seinem 100. Geburtstag »einen Kranz zu dedizieren«. Was er sich dabei im Stillen dachte, brachte er anschließend zu Papier: »Werde ich wohl mit der Zeit auch ein solches Roß werden?« Ja noch mehr: »Um ein richtiger Theologieprofessor zu sein, müßte man ein solch handfester, lederner, abgebrühter, nichts, aber auch *gar* nichts merkender Knollen sein, wie der selige *Ritschl*«. ⁹

So hätte er wohl nicht über einen Kollegen gedacht, der gleichzeitig mit ihm als Ordinarius der Kirchengeschichte nach Göttingen gekommen war und der fast der einzige nahezu ebenbürtige Kollege gewesen sein dürfte, der mit ihm

⁴ Karl Barth – Eduard Thurneysen. Briefwechsel, Bd. 2, hrsg. v. E. THURNEYSEN (Karl Barth-Gesamtausgabe V/4), Zürich 1974, 59–63 (Rundbrief vom 26. 3. 1922), 61 f.

⁵ KD I/1 (1932), 6, 8.

⁶ Barth – Thurneysen (s. Anm. 4), 35–41 (Rundbrief vom 11. 2. 1922), 39 f.

⁷ A. a. O., 285–295 (Rundbrief vom 26. 11. 1924), 288.

⁸ K. BARTH, *Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. Ihre Vorgeschichte und ihre Geschichte*, Zürich ²1952, 604.

⁹ Barth – Thurneysen (s. Anm. 4), 59 f.

jemals am Tisch einer Fakultät gegessen hat: Emanuel Hirsch (1888–1972). Die Geschichte dieses bei aller Ungewöhnlichkeit der beiden Antipoden und der Umstände vielleicht exemplarischen Verhältnisses nach seiner menschlichen, theologischen und politischen Seite ist, so viel ich weiß, noch nicht geschrieben worden, und ich sehe auch noch nicht den Mann oder die Frau, der oder die die dafür nötige Unbefangenheit besitzt. Für die gemeinsamen Göttinger Jahre, mit denen diese Geschichte ja weiß Gott nicht zu Ende war, hat Barth selbst in den Thurneysen-Briefen das authentischste Material geliefert und hat Wolfgang Trillhaas (1903–1995) im Jubiläumsband *Theologie in Göttingen* (1987) unter der geradezu kriminalistischen Überschrift »Der Einbruch der Dialektischen Theologie in Göttingen und Emanuel Hirsch« eine kräftige Doppelskizze entworfen. Eine Etage tiefer kann ich Ihnen nicht verschweigen, dass ich mich als Student erdreistet habe, die beiden Herren vorsichtig auf ihr damaliges Verhältnis anzusprechen. Hirsch spielte es ziemlich schmallippig herunter: Sie beide hätten in der Fakultät am meisten gearbeitet, und das habe eine gewisse Gemeinsamkeit ergeben; Barth erinnerte sich an sein – in seinen Augen erfolgreiches – Bemühen, die theologiegeschichtlichen Partien in seinen Arbeiten so abzufassen, dass Hirsch als Historiker nichts daran aussetzen konnte. Mehr ließen sie sich nicht entlocken.

»Fast der einzige ebenbürtige Kollege«, sagte ich eben von Hirsch. Ich bin nämlich versucht, einen zweiten hinzuzufügen, Erik Peterson (1890–1960), der frisch promoviert und habilitiert von 1920 bis 1924 in Göttingen als Privatdozent der Kirchengeschichte wirkte. Schon in seinem ersten Göttinger Brief an Thurneysen nennt ihn Barth eine »erfreuliche Gestalt«; er treibe die Kirchengeschichte »ganz im Stil von Overbeck, könnte aber eines Tages mächtig explodieren«¹⁰ – was dann ja auch auf seine Weise geschehen ist. Anders als bei Hirsch ist das Verhältnis hier – durch Barbara Nichtweiß (*1960) – mustergültig aufgearbeitet.¹¹

Es ist oft beschrieben worden, wie die Göttinger Fakultätsmehrheit, angeführt von dem wendigen »modern-lutherisch-positiven« Systematiker Carl Stange (1870–1959), alles tat, um Barth auf seine reformierte Enklave zu beschränken. Barth selber erinnerte sich noch nach Jahrzehnten gegenüber einem Göttinger Besucher¹², er sei sich damals nur bei zwei seiner Kollegen sicher gewesen, dass sie in den Himmel kommen würden, bei dem Alttestamentler Alfred Rahlfs (1865–1935) und dem Neutestamentler Walter Bauer (1877–1960); statt unnütze

¹⁰ A. a. O., 6 f.

¹¹ Vgl. B. NICHTWEIß, Erik Peterson. Neue Sicht auf Leben und Werk, Freiburg i. Br. u. a. 1992, 499–721. Siehe zudem DIES., Lebendige Dialektik. Zur Bedeutung Erik Petersons für die theologische Entwicklung Karl Barths, in: M. BEINTKER u. a. (Hrsg.), Karl Barth in Deutschland (1921–1935). Aufbruch – Klärung – Widerstand, Zürich 2005, 313–330.

¹² Robert Hanhart.

Theologie zu schwätzen, hätten sie nützliche Handwerksarbeit geleistet, der eine mit der Herausgabe der Septuaginta, der andere mit der Abfassung des griechisch-deutschen Wörterbuchs zum Neuen Testament; für gutes Handwerk hatte Barth Sinn.

Dass 1925 Rettung aus Münster kam, hatte sich bereits 1922 durch die hiesige Ehrenpromotion vorbereitet, auf die die knapp achtjährige Franziska mit der Frage reagierte, ob der Vater »nun Kinder gesund machen könne«.¹³ Es war der erste von elf Doktorhüten, und seine offizielle Begründung (»wegen seiner mannigfachen Beiträge zur Revision der religiösen und theologischen Fragestellung«)¹⁴ lässt befürchten, dass man in Münster die Barth'sche Theologie noch nicht sehr genau im Visier hatte – wobei es möglicherweise auch mehr oder weniger geblieben ist.

Dass sich's in Münster leben lasse, ist nachweislich nicht erst im Rückblick die Meinung Barths gewesen. Ich zitiere, auch um noch einmal zu zeigen, wie er seine Umgebung wahrnahm, einen Rundbrief an die Schweizer Freunde aus dem ersten hiesigen Semester (Januar 1926):

»Die herrschende Bodenform dieses Landes ist die Fläche, außerhalb der Stadt von ›Chausseen‹ durchzogen, die jeweilen vom Standpunkt des Betrachters bis zum Horizont *eine* gerade Linie bilden, links sind Bäume, rechts sind Bäume, in der Mitte Zwischenräume, ein Symbol des unendlichen Fortschritts; Baumaterial ist (in Milliarden von Exemplaren in die Erscheinung tretend) der rote Backstein (unser Himmelreichsbau ist eine wahre Backstein-Orgie, ihr werdet staunen), die dominierende Art der Gottesverehrung der Katholizismus, sichtbar in zahllosen Mönchen, Nonnen und Pfäfflein von allen Sorten bis hinunter zu den kleinen verschmitzten Institutszöglingen mit verdächtigen Troddelhüten. ›Eine Sphäre, in der ein Mann leben kann, würde Peterson sagen. Zwischendrin dann, etwas an die Wand gedrückt, aber in ihrer Art stolz, die Westfälische Wilhelms-Universität [...] wirklich eine schöne Stadt mit vielen guten Bauwerken, und man kann hier so gut leben wie anderswo.«¹⁵

Der »Himmelreichsbau« – er hat den Krieg nicht überstanden – ist das Barth'sche Wohnhaus, gelegen an der Himmelreichallee 43 zwischen dem (damaligen) Zoologischen Garten und dem Friedhof, oder, wie Barth gesagt haben soll, zwischen den Engeln und den Tieren. Barth betrieb auch mit Begeisterung, aber nach freimütiger und von Anderen bestätigter Selbsteinschätzung ohne Begabung den westfälischen Nationalsport des Reitens und hatte später im Repertoire seiner Menschenschilderungen einen rechten Westfalen, den Präses Karl Koch (1876–1951) aus den Anfangszeiten der Bekennenden Kirche: der sei »ein ori-

¹³ Barth – Thurneysen (s. Anm. 4), 34 f. (Karl Barth an Eduard Thurneysen, Brief vom 31. 1. 1922), 35.

¹⁴ A. a. O., 59–63 (Rundbrief vom 26. 3. 1922), 63.

¹⁵ A. a. O., 395–401 (Rundbrief vom 17. 1. 1926), 397 f.

gineller Mann gewesen. Er pflegte zu sagen: »Schwarzbrot, westfälischer Schinken und Steinhäger – wer davon lebt, das nenn' ich mir einen Mann!« Er habe denn auch einen Schrank gehabt, wo er diese Materialien ständig im Vorrat hatte. Das habe ihm, Barth schon gut gefallen« – hier Zitat aus Eberhard Buschs unerschöpflichem Tagebuch.¹⁶

Den Ruf nach Münster nahm Barth schon wegen der finanziellen Verbesserung, die der ordentliche Lehrstuhl brachte, ohne viel Zögern an, aber »nicht ohne den Hintergedanken, daß dies nicht unsere letzte Station sein wird.«¹⁷ Er fand »nach dem ersten Aspekt freundliche und jedenfalls harmlosere Kollegen als die Göttinger Giftspritzer«,¹⁸ erlebte allerdings auch bald »an unserm Geheimrat Smend, dem Liturgiker, wie, d. h. mit welchen offenkundigen Lügen man an seinem 70. Geburtstag gefeiert wird, wenn man so lange am Leben bleibt und sich einigermaßen gut aufgeführt hat.«¹⁹ Der Harmloseste unter den Kollegen war, wie es manchmal geht, der Alttestamentler, mit Namen Johannes Herrmann (1880–1960), an dem Barth sah, »wie schwer es auch bei vorhandenem gutem Willen sein muss, als Theologe Alttestamentler und als Alttestamentler Theologe zu sein.«²⁰ Am anderen Ende der Skala stand der neue Liturgiker, Wilhelm Stählin (1883–1975), später Bischof von Oldenburg und Oberhaupt der Michaelsbruderschaft, um die alttestamentliche Wissenschaft dadurch verdient, dass er als Pfarrer von St. Lorenz in Nürnberg dem jungen Gerhard von Rad (1901–1971) in einem Kreis von Abiturienten ausgerechnet durch die Lektüre von Barths erstem »Römerbrief« die Theologie nahegebracht hatte.²¹ Seine Autobiographie lässt ahnen, wie schwer es ihm, der auf Dominanz angelegt war, in Münster fiel, neben Barth zu wirken,²² einer seiner ehemaligen Kollegen sagte hinterher: »Barth war sein Trauma.«

Enger als mit jedem Theologen war Barth in Münster mit dem unkonventionellen Philosophen Heinrich Scholz (1884–1956) verbunden, mit dem er einst in Harnacks Seminar gesessen hatte und der von der Religionsphilosophie zur mathematischen Logik gelangte. Zwischen Wobbermin und Titius setzt Barth sich gleich am Anfang der *Kirchlichen Dogmatik* mit seinem Wissenschaftsbegriff auseinander, mit dem Resultat, »daß er der der Theologie auf keinen Fall sein

¹⁶ E. BUSCH, *Meine Zeit mit Karl Barth. Tagebuch 1965–1968*, Göttingen 2011, 303 f.

¹⁷ Barth – Thurneysen (s. Anm. 4), 359 (Karl Barth an Eduard Thurneysen, Brief vom 22. 7. 1925).

¹⁸ A. a. O., 364 f. (Karl Barth an Eduard Thurneysen, Brief vom 11. 8. 1925).

¹⁹ A. a. O., 498–502 (Karl Barth an Eduard Thurneysen, Brief vom 15. 5. 1927), 498 f.

²⁰ R. SMEND, *Kritiker und Exegeten. Porträtskizzen zu vier Jahrhunderten alttestamentlicher Wissenschaft*, Göttingen 2017, 776.

²¹ W. STÄHLIN, *Via Vitae. Lebenserinnerungen*, Kassel 1968, 184.

²² A. a. O., 220 f.

kann«. ²³ Mich hat Scholz als Halbwüchsigen 1943 oder 1944 in einem Göttinger Luftschutzkeller beeindruckt, wo er die zusammengepferchte Gesellschaft auf die Länge eines Fliegeralarms mit mathematischen Problemen unterhielt, unterstützt von seiner viel jüngeren, ihm noch in Münster von keinem anderen als Barth angetrauten Frau, die er unablässig als »meine kleine Herrin« anredete.

In der Münsteraner Zeit trat nach Stählin noch ein zweiter Theologe in Barths Gesichtskreis, der es 1945 zum evangelischen Bischof bringen sollte, nämlich Otto Dibelius (1880–1967), damals Generalsuperintendent der Kurmark. Barth las mit den Studenten dessen Bestseller *Das Jahrhundert der Kirche*, von ihm »Das violette Jahrhundert der Kirche« und »ein nichtswürdiges Buch« genannt. ²⁴ Es kam zu einer heftigen Kontroverse, die auf Barths Seite mit einem »Quousque tandem ...?« begann ²⁵ und mit der Erklärung endete:

»Des unwahren Friedens ist es für einmal genug. Ich protestiere [...] gegen jedes Geschichtsbild, das mir eine andere Stellung zuweist als die des *ganzen* Protestes gegen das *ganze*, die Sprache von D. Dibelius redende Kirchentum. »Ecclesiam habemus« – Sie haben recht, Herr Generalsuperintendent, eben darum kann ich mich gegen die heute noch ungebrochene Herrschaft Ihres Geistes und Ihrer Art in der Kirche nur auflehnen. Ich hoffe auf einen anderen, neuen Tag der deutschen evangelischen Kirche.« ²⁶

Der Kirchenkampf entschärfte diese Front ein wenig; 1933 schrieb Barth aus Berlin an seine Mutter: »Ich werde heute noch meinen alten Gegner Dibelius besuchen. Er hat sich *gut* geschlagen, wie überhaupt *Mutiges* passiert ist und noch passiert.« ²⁷ Als ich 1963 das Gespräch bei Dibelius auf Barth brachte, erkannte er dessen Rang völlig an, fand aber seine Theologie unnötig kompliziert und hatte für meine barthianischen Kollegen an der Berliner Kirchlichen Hochschule nur milden Spott übrig.

Von Barths doch wohl wichtigstem Gesprächspartner aus der Münsteraner Zeit, Erich Przywara (1889–1972), handelt Benjamin Dahlkes Beitrag in diesem Band so ausführlich, dass ich mich darauf beschränken darf, aus einem Zei-

²³ KD I/1 (1932), 7.

²⁴ Barth – Thurneysen (s. Anm. 4), 637–642 (Karl Barth an Eduard Thurneysen, Brief vom 21. 12. 1928), 639.

²⁵ ZZ 8 (1930) 1–6 (wiederabgedruckt in: K. BARTH, Vorträge und kleinere Arbeiten 1925–1930, hrsg. v. H. SCHMIDT [Karl Barth-Gesamtausgabe III/24], Zürich 1994, 521–535).

²⁶ K. BARTH, Die Not der evangelischen Kirche, in: ZZ 9, 1931, 89–122, 122 (wiederabgedruckt in: K. BARTH, Vorträge und kleinere Arbeiten 1930–1933, hrsg. v. M. BEINTKER u. a. [Karl Barth-Gesamtausgabe III/49], Zürich 2013, 64–122, 122).

²⁷ K. BARTH, Briefe des Jahres 1933, hrsg. v. E. BUSCH, Zürich 2004, 274 (Hervorhebungen von Barth).

tungsausschnitt vorzulesen, der unser Tagungsthema »Karl Barth und die Ökumene« betrifft. Er ist eine zufällige Lese Frucht aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 27.12.1968 und soll dort den Nachruf auf Barth ergänzen. Wenn Sie ihn schon kennen, bitte ich um freundliche Nachricht. Für den Briefschreiber steht der Verstorbene –

»wie ich aus vielen Gesprächen meines Freundes beistimmend erfuhr – in einer ganz anderen Richtung, als sie durch Friedrich Heilers und Erzbischof Söderbloms »evangelische Katholizität« initiiert worden ist und wie sie, schärfer zugespitzt, durch Hans Küng als Propagator einer radikalen Ökumenizität beschlossen erscheint –, während Karl Barth und ich selbst von Anfang unserer Freundschaft an betonten: »Sache des Menschen ist die klare Scheidung der Gegensätze. Gottes allein ist es, das treu gewahrte Gegensätzliche zu der Stunde, die er weiß und will, zu vereinigen.« Professor Dr. Erich Przywara, Murnau«.

Ich nähere mich dem Schluss und bitte Sie, mich davor noch zu einem kurzen Besuch in Basel zu begleiten. Barths zentrale Lehrveranstaltung war die Vorlesung, die »Dogmatik« oder »Ethik« hieß und seit 1931 (in Bonn) fortlaufend den Wortlaut der *Kirchlichen Dogmatik* bot. Hans Maier (* 1931), der als Student häufig von Freiburg nach Basel hinüberfuhr, gab diese Charakteristik: »Ein langsamer, behutsamer, eindringlicher, beschwörender Vortrag«, in dem »mit Fleiß alles Subjektive, Individuelle, Persönliche hintan« gestellt wurde. »Hier sprach kein einzelner, hier sprach ein Lehramt.«²⁸ So sagt es ein Katholik! Ich füge nur hinzu, dass die Rede oft sehr in die Nähe der Predigt kam.

Anders das Seminar. Hier zitiere ich Dietrich Bonhoeffer (1906–1945): »Mehr noch als von seinem Schreiben und Vortragen bin ich von seiner Diskussion beeindruckt. Da ist er wirklich ganz da. Ich habe so etwas vorher nie gesehen noch für möglich gehalten.«²⁹ Barth hatte für das Semester und die einzelne Sitzung einen genau durchdachten Plan, war aber in dessen Ausführung flexibel, konnte die Zügel straff oder locker halten. Er war immer genau vorbereitet und erwartete das auch von den studentischen Teilnehmern. Es herrschte volle Freiheit, aber man tat gut, mit Barth'schen Dollpunkten (Zwei Reiche, Gesetz und Evangelium, *Deus absconditus*, historischer Jesus usw.) vorsichtig umzugehen. Die Stimmung war locker und lebhaft, es wurde erheblich mehr gelacht als in anderen Seminaren. Die Barth-Seminare, an denen ich teilnahm, handelten von Friedrich Daniel Ernst Schleiermachers (1768–1834) *Reden über die Religion* und von Martin Luthers (1483–1546) Verhältnis zu den Schwärmern. Es war

²⁸ H. MAIER, Nachdenken über das Christentum. Reden und Aufsätze, München 1992, 102.

²⁹ D. BONHOEFFER, Ökumene, Universität, Pfarramt 1931–1932, hrsg. von E. AMELUNG/CH. STROHM (Dietrich Bonhoeffer Werke 11), München 1994, 18–22 (Dietrich Bonhoeffer an Erwin Sutz, Brief vom 24.7.1931), 19.

frappierend zu sehen, wie Barth um Verständnis für den damals bei deutschen Studenten ziemlich unbekanntem Schleiermacher geradezu warb, während er sich an Luther mit wachsender Heftigkeit rieb. Als allerdings in einer der ersten Sitzungen vermeintlich in Barths Sinn ein besonders kluger Student Luther mit ironischem Beiklang vorführte, wies Barth ihm, ebenfalls mit ironischem Beiklang, ungenaue Benutzung der Quellen nach; ich habe den Studenten damals in Barths Umgebung nicht mehr gesehen.³⁰

Im Anschluss an Barths Vorlesung bildeten sich um das Katheder oft kleine Grüppchen von Studierenden, die irgendein Anliegen an ihn hatten. Er hatte dann immer ein Päckchen Hörerscheine dabei, und um einen solchen bat ich eines Tages für *Die Theologie und die Kirche*, einen der Aufsatzbände aus den zwanziger (in diesem Fall den Münsteraner) Jahren, der damals noch im Buchhandel zu kaufen war. Als Barth mein Anliegen hörte, richtete er sich hoch auf, blickte mich mit funkelnden Augen (die von weitem nicht auffielen) scharf an und sagte mit lauter Stimme: »Das sollen Sie nicht lesen, Sie sollen die *Kirchliche Dogmatik* lesen!« Erst als ich ihm versicherte, ich täte das seit langem (was nicht geschwindelt war), zückte er jenes Päckchen und unterschrieb, noch immer etwas zögernd, den Schein. Ich habe danach wie davor (und natürlich besonders seit den Editionen der Gesamtausgabe) die Barth'sche Produktion der Göttinger und Münsteraner und noch früherer Zeit mit großem Interesse und Eindruck studiert, aber immer wenn man mich auf die eine oder andere Weise in Berlin, München, Basel oder anderswo überreden wollte, den Schlüssel zum Verständnis auch des späteren Barth dort zu suchen, habe ich daran gedacht, dass das dem unzweideutigen Willen des Mannes auf dem Basler Katheder widersprach; und das ist ja doch wohl nicht ganz gleichgültig.

In besonders schöner Erinnerung habe ich einen Besuch im Herbst 1966, wo er mir in seinem Studierzimmer einen kleinen begeisterten Stegreif-Vortrag über Shakespeare hielt – ein aufgeschlagener englisch-deutscher Band lag auf seinem Schreibtisch – und mich anschließend aufforderte, ihm meinerseits einen kleinen Stegreif-Vortrag über Aufbau und Grundzüge meiner damaligen Münsteraner Vorlesung über die Theologie des Alten Testaments zu halten. Er hörte genau zu, wahrscheinlich genauer als alle meine westfälischen Studenten, stellte, nachdem ich fertig war, einige substantielle Rückfragen (Zwischenfragen waren nicht seine Art) und erklärte sich insgesamt einverstanden. Wenn ich mich

³⁰ Es handelte sich um Trutz Rendtorff (1931–2016), der sich später unter anderem als Barth-Gegner einen Namen machte. Seine und meine verschiedene Stellung zu Barth hinderte nicht, dass wir seit gemeinsamen Münsteraner Tagen (1965–1968) bis zu seinem Tod in freundschaftlicher Verbindung standen. Bei BUSCH (s. Anm. 16), 433 ist Rendtorff, wahrscheinlich aufgrund eines Barth'schen Missverständnisses meines mündlichen Berichts im August 1967, mit einem anderen Referenten in jenem Seminar konfundiert worden.

richtig entsinne, hat die Vorlesung in ihrem Fortgang von diesem auswärtigen Hörer einigen Nutzen gehabt.

Für eine andere Unterhaltung hat Barth nicht lange danach ein Programm geschrieben, das Sie wahrscheinlich kennen, das ich aber so schön finde, dass ich es Ihnen noch einmal vorlesen möchte; es handelt sich, wie so oft bei Barth (und ihm durchaus selbstkritisch bewusst) um einen ziemlich langen Satz:

»Ein Examen ist, von beiden Seiten recht verstanden: eine freundschaftliche Unterhaltung einiger älterer mit einigen jüngeren Theologiestudenten über gewisse sie als solche gemeinsam interessierende Themen – eine Unterhaltung, deren Sinn ist, den jüngeren Teilnehmern Gelegenheit zu geben, zu zeigen, dass und wie sie sich bisher um die Sache bemüht haben und inwiefern sie das auch in Zukunft zu tun versprechen mögen.«³¹

Als ich am Morgen des 13. Dezember 1958, genau zehn Jahre vor Barths Begräbnis, mit ungewissen Gefühlen das Prüfungszimmer der Basler theologischen Fakultät betrat, war dort zu meiner Überraschung bereits Karl Barth zur Stelle, obwohl er mich erst zwei Stunden später zu prüfen hatte. Zur Begründung erklärte er mit einem Seitenblick auf meinen verehrten Doktorvater: »Ich bin schon da, um zu sehen, wie Sie mit dem Kollegen Baumgartner fertigwerden.« Er hörte bei allen Prüfungen zu und kommentierte sie in den Pausen kurz, präzise und heiter. In seiner eigenen Prüfung las er zu Anfang von einem Zettel die beiden Fragen vor, um die es gehen sollte:

»1. Wie verhält sich die Geschichte Jesu Christi zur Geschichte Israels?
2. Welches ist der Unterschied einer theologischen Erklärung des Alten Testaments zur historisch-kritischen Methode?« Bei der ersten Frage kam das Gespräch schnell auf das alte Problem, ob in dem paulinischen Satz von Christus als des Gesetzes Telos (Röm 10,4) mit Telos das Ziel oder das Ende gemeint sei. Barth war für Ziel, ich für Ende. Nach einigem Hin und Her zog er einen zweiten Zettel hervor, auf dem stand: »Er war das Ziel des Gesetzes, das Gesetz als solches aber war noch ohne dieses Ziel.«

Ich hatte den Eindruck, hier noch einmal aus erster Hand eine Lektion in »dialektischer Theologie« erteilt zu bekommen, ließ mich jedenfalls auf diese Kompromissformel ein und fand sie später in dem damals noch nicht erschienenen neuesten Teilband der *Kirchlichen Dogmatik* wieder.³² Auf die zweite Frage riskierte ich die Antwort, sie sei falsch gestellt, denn es gebe gar keinen Unterschied zwischen theologischer und historisch-kritischer Exegese. Barth blickte daraufhin mit gespielter Entrüstung in die Runde und erklärte: »Ich prüfe jetzt seit dreißig Jahren, und noch nie hat ein Kandidat meine Fragen für falsch erklärt.

³¹ K. BARTH, Einführung in die evangelische Theologie, Zürich 1962, 188.

³² KD IV/3,1 (1959), 75.